

ELiS_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte – elektronisch>

*Peter Braun im Gespräch mit
Edgar Kamphausen und Hannes Krauss*

**Über Lehr- und andere
Lebenserfahrungen**

elise@uni-essen.de
<http://www.elise.uni-essen.de>

Peter Braun im Gespräch mit Edgar Kamphausen und Hannes Krauss Über Lehr- und andere Lebenserfahrungen

Frage: Sie wurden 1927 geboren; eines ihrer prägenden „Bildungserlebnisse“ war sicher der Krieg. Wie verlief die weitere Ausbildung?

P.B.: Zunächst die Kriegszeit, 1950 dann normales Abitur, die Oberprima wurde angehängt – nach der Entlassung aus der Gefangenschaft. Ich war in englischer Kriegsgefangenschaft, die war aber harmlos, das war nicht so wild. Als Siebzehnjähriger war ich an die Front gekommen, an die Ostfront. Diese Erfahrung ist sicher ein Grund für meine Brückenbau-Versuche zu Polen und Russland. Es gibt da einiges, das ich nicht selber verursacht, aber eben erlebt habe. 1950 – wie gesagt – Abitur, danach wusste ich ein Jahr nicht, was ich machen sollte. Irgend-einer hat dann gesagt, „Werd doch Lehrer!“ Eigentlich wollte ich was ganz anderes machen, aber so landete ich nun an der Pädagogischen Hochschule in Köln: Aufnahmeprüfung vor einem großen Gremium. – Jeder musste ein Instrument spielen; ich habe die Sonatine 52 von Beethoven versucht.

Frage: Auf welchem Instrument?

P.B.: Klavier. Ich hatte die Blockflöte noch in der Tasche, vorsichtshalber. Aber der Dozent hat gesagt, er sieht, wie fleißig ich gewesen bin. Ich hab natürlich ganz auswendig gespielt. Sonatine 52: Die hat mir mein Klavierlehrer beigebracht; könnte ich heute noch runterträllern. Ja, und dann kam das Studium, und danach bin ich an fünf verschiedenen Schulen gewesen. Gute Erfahrungen. Lehrer war – wie soll ich sagen – eine Art geistiger Mittelpunkt. Es war nicht schwer zu lehren, weil Erziehung im Grunde genommen noch ein ganzheitliches Phänomen war. Auch die Elternhäuser standen dahinter. In Düsseldorf habe ich übers Schulamt den Befehl bekommen, Schüler zu prügeln. Da habe ich mich geweigert, das konnte ich nicht.

Frage: Waren Sie nur an Großstadtschulen oder auch auf dem Land?

P.B.: Erst an einer Landschule und dann in Düsseldorf an vier Schulen. Die würde ich zum Teil gar nicht mehr finden, wenn ich sie suchen müsste. Erst Gerresheim,

dann eine Schule in der Grafenberger Allee. Ein gut situiertes Viertel. Die Kinder reisten mit ihren Eltern in den Ferien schon nach Italien. Das war 1958 oder 59. Dann ging ich nach Bonn. Eigentlich wollte man mich nicht versetzen, weil ich als Lehrer weiterstudieren wollte, und der Schulrat hatte etwas dagegen, dass ein Lehrer auf so sonderbare Gedanken kommt.

Frage: Waren Sie auch auf der Pädagogischen Hochschule in Bonn?

P.B.: Nein, auf der Uni; erst Bonn, dann ein Semester Wien. Und mit welchem Eifer; da gabs keine Vorsätze oder Pläne, das war einfach Primärmotivation.

Frage: Sie haben Sprachwissenschaft studiert?

P. B.: Eigentlich hat mich etwas anderes noch mehr interessiert. Es gab einen Lehrer in Düsseldorf, der kam immer wieder in meine Klasse rein und sagte, *Mensch da ist ja endlich ein Mensch, mit dem man über Philosophie reden kann*. Der verkümmerte in seinem fünften Schuljahr, wo er Rechtschreiblektionen gab und Grammatik erklärte. Der kam also mitten in der Stunde zu mir rein und fragte: *Schopenhauer haben sie doch auch gelesen, wie war das noch mal bei dem?* Und solche Dinge. Ich bin damals jeden Tag nach Düsseldorf, später nach Bonn gefahren, ich wohnte am Niederrhein. Manchmal musste ich zehnmal umsteigen an einem Tag. Ich hätte das nicht ausgehalten, wenn ich nicht ein eifriger Leser gewesen wäre. Den ganzen Kleist habe ich beispielsweise im Wartesaal von Neuss und Köln gelesen, beim Umsteigen.

Frage: Als Fächer hatten Sie Deutsch und Philosophie?

P.B.: Die Philosophie hat mich zunächst am meisten bewegt. Das war kein reines Philosophie-Studium, es war das so genannte Philosophicum, aber ich habe das sehr ernst genommen und ich finde das heute noch wichtig, das ist heute noch für mich der Rahmen für die europäische Geistesgeschichte. Wir waren mehr für Jaspers als für Heidegger damals; Heidegger habe ich übrigens in Wien gehört. Na, ja. Das sind jetzt Anekdoten.

Frage: Sie haben dann in Bonn bei Weisgerber¹ promoviert?

P. B.: Ja zunächst wie gesagt Philosophicum. Dann habe ich Literatur studiert; ich bin ja auch ausgebildeter Literaturwissenschaftler. Später wechselte ich zum Erstfach „Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft“; das war der Weisgerber. Mein zweites Fach war Literaturgeschichte und als drittes Fach hatte ich fünf Semester lang Englisch; die Philosophie ist immer Begleiter geblieben.

Frage: Und nach der Promotion sind ins Ruhrgebiet gekommen?

P. B.: Nein, nein, zunächst war ich an der PH in Köln. Ich gehörte zu den ersten Assistenten an einer PH. Mein alter Chef – der Professor Rutt², der lebt noch, der

¹ (Johann) Leo Weisgerber (1899–1985), Keltologe, Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

ist neunzig heute – behauptet, ich sei der zweite Assistent an einer Pädagogischen Hochschule gewesen. Ich sage immer, ich war der erste. Mit ihm gab es damals einen Konflikt: Rutt vertrat so eine eigenartige Mischung von Sprachpädagogik und Sprachphilosophie. Und ich kam halt von der deskriptiven Sprachwissenschaft.

Frage: Wann kamen Sie als Assistent nach Köln?

P. B.: 1960. Ich war von 53 bis 60 Lehrer, an fünf verschiedenen Schulen. Dann ab 1960 Assistent an der PH. Zu jener Zeit wurden die nordrhein-westfälischen Pädagogischen Akademien gerade umgewandelt in Pädagogische Hochschulen.

Frage: Und wann kamen sie nach Essen?

P. B.: Zum ersten Mal 1965 – auf eine Dozentenstelle.

Frage: Später sind Sie dann Professor in Essen geworden?

P. B.: Nicht in Essen, in Münster. Ich bin an fünf Hochschulen gewesen; von 1968 bis 1974 hatte ich noch einen Lehrauftrag in Bochum.

Frage: Sind Sie von Münster an die neu gegründete Essener Gesamthochschule oder noch an die PH zurück gekommen?

P. B.: Ins letzte Vierteljahr der PH. Im Grunde fühlte ich mich in Münster wohl – wenn die Massenveranstaltungen nicht gewesen wären. Da kamen 200 Studenten in jede Vorlesung, und die blieben auch. Ich hätte mir manchmal gewünscht, es wäre nur noch die Hälfte da gewesen. In Bochum erfuhr ich, die Vorlesungen seien abgeschafft, und in Münster kam irgendein Professor von der Uni und sagte mir, hören sie, sie haben doch was über Spracherwerb gemacht. Und ich war ich so verrückt und hab eine Vorlesung über Spracherwerbstheorien angeboten; da waren 400 Menschen da.

Frage: Wann war das?

P. B.: 1968. Außerdem habe ich in Bonn noch geprüft, weil ich meinem alten Meister einen Gefallen tun wollte, als er sagte, kommen Sie doch zu Prüfungen. Da war so viel. – In Bochum habe ich die Studenten der achtundsechziger Jahre erlebt, für mich auf anregende Weise. Ich finde heute noch, dass ihre Fragen recht gut waren – besser als die Antworten. Auch mit Spartakus bin ich an und für sich gut ausgekommen. Die haben mich nicht erschlagen, und die haben mich auch nicht rausgeschmissen, nur: Ich musste eine Stunde länger bleiben bei jedem Seminar. Und die haben die Leistungen mitbeurteilt; manchmal gab ich befriedigend, und die haben dann Mitbestimmung gemacht und vier oder so was gegeben.

² Prof. Dr. phil. Dipl. theol. Theodor Rutt (em. o. Professor) im Fachbereich Erziehungswissenschaften an der Universität Köln.

Frage: Wie haben sie denn dann in Essen den Übergang von der Pädagogischen zur Gesamthochschule wahrgenommen?

P. B.: Bei vielen Kollegen war das konnotiert mit Begleitgefühlen, mit Unbehagen.

Frage: Und bei Ihnen?

P. B.: Na ja, ich gehörte zu den Ersten, die Sprachwissenschaft an einer PH gemacht haben. Das haben die Studenten dankbar aufgenommen, dass da nicht nur über Methodik geredet wurde; die Hälfte meiner Veranstaltungen waren sprachwissenschaftlich ausgerichtet.

Vorher war ich ja an den Pädagogischen Hochschulen in Köln, Bonn und Münster gewesen – und nebenherlaufend an der Uni Bochum. Überall hatte ich Vorstellungsveranstaltungen machen müssen, die sicherlich nicht schlecht waren, die vor allem auch dadurch gut ankamen, dass ich sprachwissenschaftlich ausgerichtet war. Das suchte man ja eigentlich.

Frage: Gab es bei den Studenten Unterschiede zwischen der Uni Bochum und den Pädagogischen Hochschulen?

P. B.: Ich hab in Bochum das gemacht, was ich auch anderswo machte; praktisch keine anderen Veranstaltungen. Sonst wärs mir auch zuviel geworden.

Frage: Sie haben Studierende sehr früh in Forschungs- und Lehrprojekte mit einbezogen. Hat sich da etwas geändert zwischen den 70er Jahren und den späten 80er Jahren? Andere Möglichkeiten, andere studentische Interessen?

P. B.: Nach den 68ern gab es einen Umschlag. Die Sprachwissenschaft musste mit Sprachpraxis, mit gesellschaftlicher Sprachpraxis verbunden sein. Ich erinnere mich, wie wir – Bochumer Studenten und ich – mit der Analyse der Bild-Zeitung in Realschulen gegangen sind und rausgetrieben wurden, weil irgendwelche Eltern sagten, das dürfen die nicht. Hab' ich alles erlebt. Die Studenten wollten das nicht nur diskutieren, sondern auch praktizieren, während ich persönlich zur empirischen Sprachwissenschaft übergegangen bin. Wenn ich heute die Examensarbeiten, die bei mir geschrieben wurden, vergleiche, fällt mir auf, dass ich immer stärker empirisch arbeiten lassen habe: Im Feld des schulischen Sprachgebrauchs, des Spracherwerbs und was weiß ich wo. Ich hatte halt einen Hang zum Deskriptiven.

Frage: Wie sind sie denn auf das Thema gekommen, das seit einigen Jahren ganz stark mit ihrem Namen verknüpft ist, auf „Internationalismen“?

P. B.: In Hongkong. Da stecken für mich immer persönliche Erlebnisse dahinter. Ich kann mich überall beschäftigen, und wenn ich was zu lesen habe, wie damals den Kleist im Neusser oder Kölner Bahnhof, dann ist das für mich – entschuldigen sie das Wort – gefüllte Zeit. Ich muss die Zeit auch heute noch füllen. Ich sage immer: das hässlichste Wort im Deutschen ist „Zeitvertreib“. Auf dem Flughafen von Hongkong habe ich auch gelesen – Wörter wie „Information“. Da

dachte ich mir, wie gut, dass hier „Information“ steht und nicht wie im Kölner Hauptbahnhof „Auskunft“. Dann hab ich angefangen – auf dem Flughafen schon – Wörter um dieses Feld herum zusammenzuschreiben. Was dort anfang, ging später in Essen weiter; mit Herrn Kamphausen³ und Frau Schönbeck⁴. Erst nur mit der engeren Perspektive Deutsch-Englisch, Englisch-Deutsch. Ich kam dazu, und schnell wurde ein richtiges Projekt daraus; wir hatten fünf Mitarbeiter und ein eigenes Zimmer und ein bisschen Forschungsgeld. Ich hab dann wohl den ersten Aufsatz rausgegeben, ich behaupte mal 1978, über „Internationalismen, gleiche Wortschätze in europäischen Sprachen“. Das ist ins Englische übersetzt worden und sogar in Cambridge erschienen. Das war eine schöne Zeit, aber anstrengend. Irgendwann habe ich dem Krallmann⁵ davon erzählt und ihm gesagt, ich bin müde, ich schaffe das nicht mehr alleine. Krallmann sagte, *wie können sie so etwas liegen lassen*, und hat mitgemacht. Schließlich waren wir zu viert: Krallmann, Volmert⁶, Schaefer⁷ und ich. – Bei den Studenten kam das gut an; wir machten ein Seminar mit 120 Leuten. Daraus ist dann dieser Sammelband entstanden, bei Niemeyer. Jetzt kommt übrigens der zweite Band heraus. Ich habe gerade noch für diesen Band einen Beitrag geschrieben. Mit einem Holländer, über deutsch-niederländische Internationalismen – und über die Frage, wie man Internationalismen kennen lernen kann. Darin steckt auch ein Teil meiner Geschichte. Ich kam aus dem zweiten Weltkrieg, nicht nur ein bisschen lädiert, das wäre untertrieben. Ich war ohne Orientierung. Dann habe ich Leute gefunden, mit denen ich darüber sprechen konnte. Ich habe die ersten Böll-Geschichten gelesen. Für mich war klar, das war meine ureigene Entscheidung, dass ich mir Nationalismus abgewöhnt hatte. Ich wurde dann überzeugter Europäer; das bin ich heute noch, mit allen Wehwechen, die dazu gehören, und mit allen Einschränkungen, die man machen muss. In dieser Hinsicht bin ich ein Überzeugungstäter. Zeitweise hatte ich mehr Freunde im Ausland als im Inland. So lobenswert das ist, dass die Kontakte hier – zur Gruppe meines alten Flurs – konstant geblieben sind, so wichtig sind für mich die ausländischen Kontakte. Im Grunde habe ich fast mehr Bekannte und gute Freunde im Ausland. Wahrscheinlich kann ich mich deshalb so schnell aufregen, wenn es um Nationalismen geht.

³ Dr. h.c. Edgar Kamphausen, Anglistik, Dozent der Literaturwissenschaften an der Universität Essen.

⁴ Edith Schönbeck, Prof.in em. der Anglistik/Linguistik an der Universität Essen.

⁵ Dieter Krallmann, Prof. der Kommunikationswissenschaft an der Universität Essen.

⁶ Johannes Volmert, Prof. der Germanistik/Linguistik an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.

⁷ Burkhard Schaefer, Prof. der Germanistik/Linguistik an der Universität Siegen.

Irgendwann habe ich mit Vogt⁸ auch mal ein Böll-Seminar gemacht. Das war sehr ertragreich. Vogt hatte damals eine Monographie geschrieben; er hatte einen eigenen Blick, einen wunderbaren Blick auf die Verhältnisse, und er konnte das auch viel besser zusammenfassen als ich. Aber ich habe gemerkt, dass das zwei verschiedene Generationen waren, die mit Böll umgingen.

Frage: Vogt hat später gesagt, die einzige Frage, die ihn im Zusammenhang mit Böll noch interessiere, sei, ob es bei ihm Texte gebe, die über ihre historische Gebundenheit hinaus so viel ästhetischen Nährwert freisetzen, dass sie ein rezeptives Bedürfnis weckten.

P. B.: Diese Frage muss er als Literaturwissenschaftler natürlich stellen dürfen. Ich kann ihn verstehen, aber ich sehe das anders. Das ist aus mir nicht mehr rauszubringen. Selbst die späteren Werke, „Katharina Blum“ zum Beispiel, haben mit mir zu tun; die Auseinandersetzung mit der Boulevard-Presse habe ich in eigener Weise ausgetragen, das habe ich selber erlebt. Eigenartigerweise ist der Böll für mich auch als Erzähler interessanter als der Grass. Sie werden es nicht glauben. Ich habe bei meinem fünften China-Aufenthalt jetzt die Blechtrommel mitgenommen und zum zweiten Mal gelesen; ich lese alles zum zweiten Mal, da kann man die Dinge ganz anders lesen. Im Vergleich zu Grass ist mir aufgefallen, dass der Böll in Sachen Sprachkreativität sicher langweiliger ist. Aber die Erzähltechniken! Bei ihm gibt es kein blindes Wort, während das bei Grass mit dem Erzählaufbau manchmal ein bisschen zufällig zugeht; natürlich eine Fülle an Inhalt. „Die Blechtrommel“ war sicher ein Markstein, aber für mich sind „Ansichten eines Clowns“ der Mittelpunkt.

Frage: Spielt dabei auch der Bezug zur Region eine Rolle? Böll als Regionalautor?

P. B.: Ja, wunderbar, „Ende einer Dienstreise“, das ist Niederrhein; das ist ja fast Beuys. Wunderbar, wie Böll da die Umgangssprache nutzt. Die Leute, die reine Standardsprache sprechen, die sind bei ihm doch verdächtig, die hohen Offiziere zum Beispiel, das ist ein durchgängiges Stilmittel bei ihm. – Heute, sie werden sich wundern, lese ich andere. Ich habe zum 2,5ten Mal „Wilhelm Meister“ gelesen. Oder zum 3,2ten Mal „Schuld und Sühne“. Das interessiert mich einfach: Wann wird er zum Mörder, und wie bereitet Dostojewski das erzählerisch vor. Der wird erst auf Seite 70 zum Mörder, so schwer macht Dostojewski sich das mit „Schuld und Sühne“. Mit solchen Texten kann ich mich heute – rückblickend und neu – wieder beschäftigen. Mit Fontane auch. Und der Roman von Grass hat mir gefallen: „Ein weites Feld“. Mein Schwager hat mir den geschenkt und da habe ich ihm geschrieben, *Du zwingst mich nach 10 oder 20 Jahren, richtigen Grass zu lesen.*

⁸ Jochen Vogt, Prof. der Germanistik/Literaturwissenschaft an der Universität Essen.

Frage: Über ein paar andere Dinge müssen wir noch sprechen: Saratow und China. Wie reagieren sie, wenn man Sie in China als „Laome“ (altes Pferd) bezeichnet?

P. B.: Wenn Chinesen mir das sagen, freue ich mich. Chinesen sind so spontan im Umgang – und sie kennen so viele Sprichwörter. In Ländern, wo der Atheismus gelehrt wird, gibt es sehr viel Aberglauben. Mein Freund Prof. Zang⁹, der hat Frisch übersetzt und der hat Konsalik ins Chinesische übersetzt. Wenn ich mit dem irgendwo hingehge, kommt jede Stunde ein Sprichwort. Die Sprichwortgläubigkeit in China ist ziemlich groß. – Ich bin ja seit 1985 nach China gefahren, insgesamt fünf Mal. Damals alle noch mit den schicken Mao-Röcken. Karajan hatte übrigens auch einen. Die waren ja auch als Mode schick. Wenn ich damals zu Veranstaltungen kam, war ich der einzige mit weißem Hemd. Heute dagegen ... Die chinesischen Studenten glauben an den machbaren Erfolg. Dafür tun sie vieles. Sie haben Zielsetzungen, und sie wollen etwas erreichen, und das System ist ihnen ziemlich egal. – Aber auch da hat sich vieles geändert. Früher war der Freitag reserviert für politische Unterweisungen, samstags wurde gearbeitet. Jetzt fahren die Studenten am Freitagnachmittag schon vom Campus in die Stadt.

Frage: Von ihrem letzten Besuch gibt es ein Foto: Peter Braun im Kreise junger Menschen. Ein glückliches Foto.

P. B.: Das freut mich. Das war eine Fortbildung für Aspiranten, aber da nahmen dann auch Professoren teil. Gott, da entdeckt man die Sprachwissenschaft neu, wenn man solche Studenten hat. Jedes Seminar hat nur 20 Teilnehmer, die sind ausgewählt, die machen ihre Hausaufgaben, und wer da nicht mitzieht, der wird nach Hause geschickt. Das ist streng, aber da entsteht auch eine gute, eine personale Zuwendung. Man sollte das nicht nur als Überwachung verstehen; man kennt auch die Wehwechen der Studenten. Klar, das ist wie Schule. – Ich hab mir immer gewünscht, nicht nur Fortbildung mit Professoren und Aspiranten zu machen, sondern auch ein Seminar mit dem 4. Jahrgang der Studenten. So habe ich Studenten kennen gelernt, die man offenbar für jeden Gegenstand interessieren kann. Natürlich bin ich ein Unikum, wenn ich da hinkomme. Die interessieren sich für mich auch als Objekt der Landeskunde. – Als ich 1985 zum ersten Mal dahin kam, hat der Dekan gesagt, schön, dass sie Sprachwissenschaft machen, aber sie müssen doch eine Veranstaltung Landeskunde machen. Dann hat er mir das Thema genannt: Die Frau in Deutschland. Gott, habe ich gedacht, da kann ich so viele schöne Geschichten erzählen, aber statistisch weiß ich überhaupt nichts. Dann ging ich in die Bibliothek und fand ein Bertelsmann-Buch: „Alles über Deutschland“. Da stand bis auf Stellen hinter dem Komma drin, wie

⁹ Jiajue Zhang, Prof. in der deutschen Abteilung des Instituts für Fremdsprachen der Universität Guangzhou

viele Verheiratete, wie viele Geschiedene und was weiß ich nicht alles es in Deutschland gab.

Auslandserfahrungen sind für mich positive Erfahrungen. Einmal bin ich für Bunting¹⁰ nach Indonesien gegangen, nach Java. Da denkt man zunächst: was sind das für absonderliche Menschen, die sich am Äquator für germanistische Linguistik interessieren? Die kommen von 12 verschiedenen Inseln; eine hat drei Tage gebraucht, mit Bussen, Fähren usw. Und dann sitzen die Leute da, und man muss sich zwingen, aus dem eigenen Staunen herauszukommen. Das sind für mich Erfahrungen – beinahe hätte ich gesagt, wie am ersten Tag – wenn ich sehe, wie solche Leute sich für Linguistik interessieren. Ich habe Ihnen Themen vorgeschlagen, und die Frauen haben gesagt: Ja, feministische Linguistik interessiert uns auch. Also nicht nur die Lexik oder Personenbezeichnungen. Ich habe dann immer Wörterbücher mitgenommen und verschenkt. Allein die Situation ist das Ungewöhnliche. Hier, in Essen, hatte ich mich zunehmend schwer damit getan, Studenten für die Sprachwissenschaft motivieren zu müssen. Dort fand ich einen Mechanik-Studenten, einen Fernseh-Mechaniker, den musste ich nicht motivieren. Hier ist mir das, was ich tue, zunehmend fremd geworden, dort, im Ausland, habe ich einen ganz anderen Zugang zu meinen Gegenständen gefunden und gleichzeitig gelernt, mein Fach anders einzuschätzen.

Frage: Warum?

P. B.: Weil ich entdeckt habe, es gibt Länder, wo die deutsche Sprache, Deutsch als Fremdsprache, doch noch eine große Rolle spielt. In China gibt es allerdings schon die ersten Enttäuschungen. Die Studenten in Kanton, die sind pragmatisch, und die freuen sich, wenn bei der Frühjahrs- und Herbstmesse die Kaufleute aus aller Welt in großen Reisebussen kommen. Wegen der Kontakte und wegen des Trinkgeldes. Und was machen die deutschen Kaufleute? Die wickeln ihre Geschäfte zunehmend in Englisch ab, und die besten Kräfte der chinesischen Studenten sind nicht mehr gefragt. Trotzdem stehen bei den Berufswünschen Dolmetscher, Fremdenführer, Industrieberater immer noch ganz oben – nicht Lehrer.

Frage: Liegt das an der Bezahlung?

P. B.: Ja, und am Arbeitsplatz: kleine Dörfer. Als Abschluss haben sie die Magisterprüfung; damit könnten sie in die Schule gehen, aber das möchten sie nicht. Die Sprachfähigkeit dieser Leute ist phantastisch. Die müssen am Ende eines Semesters jeder eine freie Rede halten über ein gewähltes Thema. Meinetwegen „Berufswünsche“, „meine Heimat“ usw.; nicht mehr als 25 pro Jahrgang, mehr Mädchen. Die haben was im Kopf ... Davon erfahren wir hier nichts. Wir sind es gewohnt, nur negative Nachrichten aus diesen Ländern zu hören. Russland ist in

¹⁰ Karl-Dieter Bunting, Prof. der Germanistik/Linguistik an der Universität Essen.

unseren Nachrichten nur ein Mafialand, und wenn in China ein Dissident von einem Gefängnis ins andere kommt, steht das hier in den Zeitungen. Ich habe volles Verständnis dafür, dass die Chinesen kein Verständnis dafür haben. Die interessieren sich doch auch nicht für unsere Prozesse in Stammheim. – Und dann gibt es noch etwas, das man den Deutschen erzählen muss. Ich erzähle überall, wo ich das kann, dass es in Russland, in China Leute gibt, die sich für 150 DM im Monat fast den ganzen Tag mit deutscher Sprache und Kultur beschäftigen und das vermitteln. Mehr überzeugt, weniger überzeugt, aber mit guten Methoden. Und es kommt viel dabei heraus. Hier vermisste ich die Identifikation mit der Universität ein bisschen. Wenn ich nach Bonn komme, gehe ich immer noch als erstes zur Uni. Ich bin dort manchmal hart behandelt worden. Wenn wir Althochdeutsch nicht genug gelernt hatten, wurden wir reihenweise rausgeschmissen. Und doch ist diese Universität für mich ein Zentrum geblieben.

Frage: Für heutige Essener Studenten trifft das sicher weniger zu. Spielt für Sie die Essener Universität noch eine Rolle, mit dem Linguistischen Kolloquium beispielsweise?

P. B.: Doch, natürlich. Ich erzähle das überall. Nicht nur hier, auch in Holland. Ich bin jetzt in Mannheim gewesen auf dem Jahreskongress, und wenn ich davon berichtete, hörte ich oft: *So etwas möchten wir auch haben*. Sicher, manche Dinge sind anders geworden, ich gehe auch nicht mehr zu jedem Termin. Für mich ist das trotzdem so ein Fixum geblieben, und ich bin froh, dass ich das habe.

Frage: Unsere letzte Frage: Wie sieht die nächste Phase aus? Was haben Sie für Pläne?

P. B.: Zunächst einmal tröstet mich, dass auch andere schon 60 oder 65 werden. Wenn ich sehe, wer da so alles nach mir folgt, dann komme ich mir gar nicht mehr so alt vor, auch wenn ich 10 Jahre älter bin. So weit bin ich ja gar nicht voraus. Neulich gab es eine Gerontologin im Fernsehen. Die war mal Ministerin, die ist 75, und die hat mich beruhigt, weil sie erklärt hat, dass man heute zwischen Alter und Hochaltrigkeit unterscheidet. Hochaltrigkeit heißt im Englischen „old“.

Frage: Wo fängt die an?

P. B.: Bei 80. Das ist noch weit – bei meinem neuen Zeitbewusstsein. Ich trainiere gerade ein anderes Zeitbewusstsein, trainieren ist vielleicht übertrieben. Aber ich kann zu meiner Frau oder zu Leuten sagen: *Ich lass mir vom Fernsehen die Zeit nicht klauen*. Das gilt auch für Fußballspiele, die 0:0 ausgehen. Warum soll ich mir die 90 Minuten lang angucken. Dafür ist mir die Zeit zu schade. Nur wenn ich es vorher nicht weiß, dann bin ich Opfer; auf Schalke zum Beispiel. Ich fahre ja zweimal im Jahr nach Schalke. Mit allem: mit Fähnchen schwingen, mit aufstehen und sich hinsetzen und all diesem Kram. Alles mitmachen.

Frage: Sie kennen die neue Arena?

P.B.: Das ist ein Erlebnis. Ich würde das mal einem Bus voller Geistlicher gönnen, die immer die Mühe haben, ihre Predigten an den Mann zu bringen. Diese Begeisterung. Doch, doch – da sieht man schon, woran das Herz hängt. Das ist ungewöhnlich. Und die Arena hat natürlich – wie soll ich sagen – eine Atmosphäre; jedenfalls, wenn man die ganze Geschichte mitmacht. Für mich sind das ja Ersterlebnisse. Das ganze Zeremoniell, das da abläuft. Einmal bin ich zum falschen Zeitpunkt aufgestanden, dann wurde ich wieder runtergedrückt. Und ich saß da zwischen Sängern.

Frage: Die Antwort auf unsere Frage nach Ihren Plänen sind Sie noch schuldig geblieben.

P.B.: Ich möchte mich noch an vielen Dienstagen hier einfinden. Und viele interessante Themen entdecken. Außerdem mach ich ja noch relativ viel Beratung. Ich bin froh, dass ich diese Kontakte habe und dass es auch Kollegen gibt, die anrufen und fragen.